

Funktionen und Folgen selbstreferentieller Theorien, insbesondere der Systemtheorie

Ramy Youssef

Editorische Notiz

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine editorisch leicht redigierte, mit Hinweisen auf neuere Literatur versehene Fassung eines undatierten Schreibmaschinenskripts unbekannter Provenienz,¹ das in einem mittlerweile unzugänglichen Kellerraum der Universität Bielefeld gefunden wurde und nun einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Ob der Text dem Werk Niklas Luhmanns oder einem mittlerweile unüberblickbaren apokryphen Schriftgut der Systemtheorie zuzuordnen ist, welches noch der umfassenden wissenschaftlichen Systematisierung und Edition harret, kann bislang nicht abschließend beurteilt werden. Ferner ist unklar, ob es sich um einen Vortragsentwurf, persönliche Notizen oder um einen wissenschaftlichen Beitrag handelt, der aus bislang unbekanntem, aber nachvollziehbaren Gründen unveröffentlicht blieb. Es scheint sich jedoch um einen abgeschlossenen und publikationsreifen Text zu handeln, der nachträglich um eine illustrierende »Typologie systemtheoretischer Texte« ergänzt wurde (Abb. 1), die als anekdotische und insofern unwiderlegbare Evidenz der hier vorgestellten analytischen Überlegungen zu verstehen ist.

¹ Parallelen zu Romanen des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich selbst als »gefundene« Manuskripte unbekannter Herkunft stilisieren (Graf Potockis »Handschrift von Saragossa«), sind weder notwendig noch unmöglich.

Die Funktion der Systemtheorie

Die Funktion der Systemtheorie liegt in der Produktion systemtheoretischer Texte. Jede Kommunikation, die sich auf dieses Problem bezieht, reproduziert die Systemtheorie und ist nur innerhalb der Systemtheorie substituierbar. Es gibt daher keine funktionalen Äquivalente für die Systemtheorie jenseits der Systemtheorie. Die Systemtheorie ist, mit anderen Worten, eine selbstsubstitutive Ordnung und jenes Problem, das sie selbst lösen muss. Das wirft die Frage nach der Identität der Systemtheorie auf (Luhmann 1981). Sie lässt sich jedoch kaum noch in Form jener Paradoxien behandeln, die die Semantik Alteuropas hervorgebracht hat: Die Systemtheorie ist kein Fluss, der insofern immer derselbe bliebe, als er nie derselbe sei, nachdem man einmal in ihn hineingestiegen war. Sie ist auch nicht Theseus' Schiff, dessen Teile trotz gleichbleibender Ganzheit während der Fahrt ausgewechselt werden. So instruktiv diese Metaphern sonst sein mögen, können ihre ontologischen Prämissen und Leitunterscheidungen (Zeit als Bewegung, Teil/Ganzes) kein adäquates Verständnis der Identität und Reproduktion einer Theorie vermitteln. In der Soziologie sind dafür mittlerweile leistungsfähigere Theorieangebote verfügbar, die zunächst auf der Prämisse beruhen, dass identitätskritische Strukturen im Prozess der Selbstsubstitution ereignishaft konstituiert und je gegenwärtig aktualisiert werden (Luhmann 1984). Insofern es sich hierbei um systemtheoretische Theoreme handelt, ist deren Gebrauch hier zugleich der Vollzug der Systemtheorie als selbstsubstitutive Ordnung, die dadurch ihre Identität gewinnt und auf diese Weise Komplexität temporalisiert. Nachdem die Frage nach der Identität der Systemtheorie somit hinreichend geklärt wurde, sind zugleich Ansatzpunkte für weiterführende funktionale Analysen der Systemtheorie gewonnen.

Die Reproduktion der Systemtheorie

Die Reproduktion von Theorien kann allgemein betrachtet auf unterschiedlichen Wegen erfolgen. Als besonders erfolgreich kann die Gründung von *Schulen* gelten, in denen die Reproduktion einer Theorie an den strategischen Aufbau eines akademischen Nachwuchses gekoppelt ist (Fischer, Moebius 2019). Dies setzt indes mikropolitische Geschick, langfristige Planung und

entsprechendes Engagement voraus, das zwar zur Proliferation von Theorien durch Lehrstuhlbesetzungen beitragen mag, jedoch Ressourcen bindet, die auch in die Weiterentwicklung der Theorie investiert werden könnten. Aber schon allein um Ähnlichkeiten mit Frankfurt oder Mannheim² zu vermeiden, ist es ratsam, nach funktionalen Äquivalenten zur Schulbildung zu suchen. Hierfür käme die Etablierung eines *Denkstils* (Fleck 1935) als Möglichkeit der Theoriereproduktion infrage, die weniger eng an mikropolitisch manipulierbare Rahmenbedingungen gekoppelt, dafür aber umso zufallsabhängiger ist.

Ohne den Bezugspunkt, den eine »Schule« bietet, bleibt die Identität der Systemtheorie jedoch problematisch und prekär. Nicht zuletzt deshalb ist es sinnvoll für eine selbstreferentielle Theorie (und ihre Anwender), sich vor allem von sich selbst zu distanzieren und gerade darin einen Bezugspunkt für Identifikationen zu finden. Dazu gehört die Reformulierung derselben theoretischen Leitideen in unterschiedlichen Terminologien, die den Eindruck der Weiterentwicklung vermittelt. Die Substitution des Begriffs der Autonomie durch Äquivalente wie Autokatalyse oder Autopoiesis regt darüber hinaus die Textproduktion an und bietet Möglichkeiten der Selbstdistanzierung sowohl vom »Frühwerk« als auch vom »Spätwerk«, insofern man das eine für unausgegoren und das andere für abgehoben befinden kann. Die Theorie kann etwa mit formalen Hakennotationen und Kreuztabellierungen unterschiedliche Heuristiken so einsetzen, als ob es sich um unterschiedliche Theorien handle – und diese Differenz dadurch stabilisieren, dass schon aus Anstandsgründen niemand wagen wird, Haken und Kreuztabellen zu synthetisieren. Sie erzeugt auf diese Weise eine Binnendifferenzierung unterschiedlicher Versionen ihrer selbst und sichert sich damit die

² An dieser Stelle wäre ein weiteres Äquivalent zur Verbreitung von Theorien zu nennen, das vornehmlich in analytischen Denkschulen der Soziologie praktiziert wird. Nach der Einsicht in die Wertbasis und Letztbegründungsproblematik von Theorien hat man dort offenbar die Konsequenz gezogen, den Fallibilismus, den methodologischen Individualismus und (mehr oder weniger) rationale Handlungstheorien selbst zur Wertbasis zu erklären und – nun befreit von analytischen Argumentationszwängen – umso vehementer und polemischer in den Angriff überzugehen. Dabei ist nicht auszumachen, wie und wen diese Vorgehensweise überzeugen sollte. Man kann sich aber einige Möglichkeiten vorstellen, dieses Programm auch gegen andersartig strukturierte Präferenzen durchzusetzen: Das gelänge etwa durch einseitige Ausbildung sowie durch Organisationen, die das Bekenntnis zur Programmatik einer analytischen Soziologie mit Vorteilen prämiieren und zur Mitgliedschaftsbedingung erklären. Ferner wäre an die Entstehung einer Profession zu denken, die auf »people processing« in der Form analytisch-empirischer Konversionstherapien spezialisiert ist.

letzte verbliebene Möglichkeit einer Kritik auf jener Augenhöhe, die zu erreichen nur noch sie selbst imstande ist.

Eine weitere Möglichkeit der selbstdistanzierten Reproduktion bietet die *Imitation*. Dabei wird das Vorbild einerseits imitiert und dadurch reproduziert, andererseits fungiert es zugleich als identitätsstiftender Bezugspunkt, mit dem jedoch niemand wirklich in Berührung kommen möchte (Youssef i.E.). Man imitiert selbstverständlich den Gebrauch einer bestimmten Terminologie, die genügt, um ansonsten unzureichende Informationen mit systemtheoretischem Sinn zu überziehen. Nicht zu unterschätzen sind außerdem oberflächliche, leicht anzueignende und wiedererkennbare Darstellungselemente wie: ein Doppelpunkt. Dennoch möchte in einer individualisierten Gesellschaft niemand eine Karriere als copierte Existenz aufbauen (Luhmann 1994), sondern man wird, wo immer möglich, vom Vorbild abweichen. Zu den Folgeproblemen dieser Form der Theoriereproduktion gehört einerseits, dass mimetische Milieus entstehen, die im Gegensatz zu Schulen weniger scharf abgrenzbar sind, wodurch die Exklusion von Mitgliedern als effektive Sanktionsmöglichkeit wegfällt. Andererseits steigt die Gefahr mimetischer Konflikte (Girard 2006), die ausbrechen können, wenn die Identität der Systemtheorie zum gleichermaßen begehrten und umstrittenen Gegenstand der Nachahmung wird. So tragisch sich die damit verbundenen Selbstdarstellungsprobleme auf soziale Beziehungen und akademische Einzelschicksale auswirken mögen, so zuverlässig verhindern sie jedoch die Entstehung einer Orthodoxie und bieten – mehr als jede externe Kritik oder empirische Falsifikation – Anlässe zur Revision der Theorie.

Zur Kritik selbstreferentieller Theorien

Wie jede Supertheorie muss auch die Systemtheorie dem Umstand der externen Kritik Rechnung tragen und diesen mit theorieeigenen Mitteln rekonstruieren können. Dies nimmt bisweilen eine Form an, die man mit Merton (1968: 35 ff.) als »obliteration by incorporation« bezeichnen kann. Theoriebestände, die zum soziologischen Gemeingut geworden sind, aber eigentlich der Systemtheorie widersprechen, werden in einer möglichst idiosynkratischen Formulierung paraphrasiert und inkorporiert, die Ursprünge der übernommenen Theoriebestände sodann inhibiert. Kritische Einwände gegenüber der Systemtheorie können sich dann allenfalls gegen die Formulierung,

nicht aber sinnvoll gegen Thesen richten, die die Kritik eigentlich teilt. Gegenüber dem Fachpublikum lässt sich die Systemtheorie dann als Forschungsstand der Soziologie schlechthin ausflaggen und damit immerhin signalisieren, dass man diesen tatsächlich ernst (oder zumindest: zur Kenntnis) nimmt. Und gegenüber Laien oder Massenmedien erreicht dieses Verfahren eine weitere reflexive Steigerungsstufe, wenn systemtheoretische Thesen referiert werden, ohne als solche gekennzeichnet zu werden.

Eine weitere, ungleich subversivere Strategie liegt darin, theorieimmanente Widersprüche zu externalisieren und systemtheoretische Leitthesen in anderen Theoriesprachen auszuformulieren. Bisherige Erfahrungen sprechen jedenfalls dafür, dass die Annahmefähigkeit systemtheoretischer Thesen wesentlich steigt, wenn man sie versimmelt (Youssef 2021) oder retardiert (Youssef i.E.). So lässt sich der eigene Theorienpluralismus darstellen und Systemtheorie in einer umweltschonenden Verpackung vermarkten, an der erwartbare Einwände abperlen können.

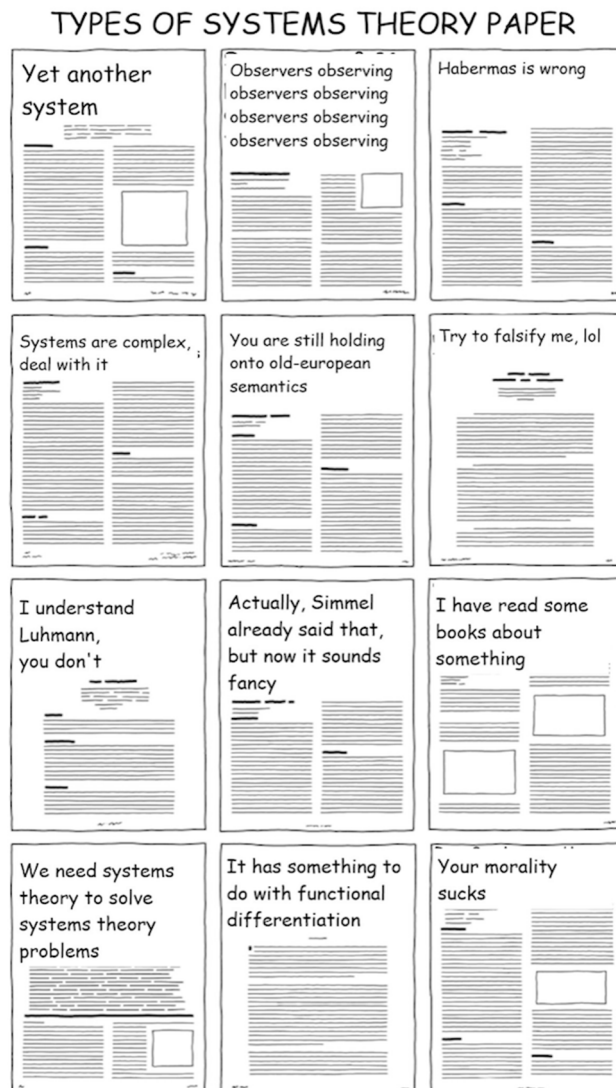
Ein häufiger Einwand gegen selbstreferentielle Theorien betrifft ihren mangelnden Empiriebezug. Sofern damit mehr gemeint ist als der Vorwurf der Abstraktion, der bevorzugt von jenen geäußert wird, die viel abstraktere, einfachere Modelle vor Augen haben, handelt es sich meistens um die Kritik an einer fehlenden methodischen Kontrolle theoretischer Aussagen. Erst wenn man mit schlammigen Schuhen von der Feldforschung heimgekehrt sei oder mit Zahlen, und nicht nur mit Texten, gearbeitet habe, könne von empirischer Forschung gesprochen werden – unabhängig davon, wie viel empirische Forschung bei der Theoriearbeit berücksichtigt worden ist. Die Kritik richtet sich, anders formuliert, an theoretische Forschung, die auf die Vorteile einer arbeitsteiligen Disziplin hofft (Hirschauer 2021) und sich wundert, warum ihre Konzepte nicht von Fachleuten methodisch operationalisiert werden. Damit bleiben selbstreferentielle Theorien, zumal Theorien funktionaler Differenzierung, auf sich selbst verwiesen und finden am Sachverhalt einer indifferenten Umwelt immerhin unbestreitbare empirische Anhaltspunkte für ihre weitere Reproduktion.

Eine selbstreferentielle Theorie wie die Systemtheorie enttäuscht außerdem regelmäßig Erwartungen an ihre Kritisierbarkeit und Falsifizierbarkeit. Sie formuliere keine falsifizierbaren Hypothesen und immunisiere sich damit gegen Kritik. Die einschlägige Kritik verifiziert damit immerhin die Kritisierbarkeit der Systemtheorie, wird dabei aber typischerweise so vorgetragen, als ob es sich bei Falsifizierbarkeit bereits um ein Gattungskriterium wissen-

schaftlicher Theorie schlechthin und nicht etwa um die austauschbare Lösung eines Problems handle. Spätestens seit Popper gilt Falsifizierbarkeit als Immunisierung gegen Immunisierung – und über diesen merkwürdigen Umweg als Kriterium der Wissenschaftlichkeit einer Theorie. Da dieses Kriterium selbst jedoch nicht soziologisch erklärt oder begründet, sondern postuliert wird, hält man an ihm fest, ohne zum Ausgangsproblem zurückzukehren und sich nach Alternativen umzusehen. Auswege aus dieser Kontingenzblockade vermittelt demgegenüber eine funktionale Analyse jenes sozialen Bezugsproblems, für dessen Lösung sich der Fallibilismus anbietet und gelegentlich auch bewähren mag. Das Problem liegt nämlich in der Kontrolle von möglichen biologischen, psychischen und sozialen Folgen wissenschaftlicher Theorien, mit denen dann zu rechnen ist, wenn sie in praktische Handlungsdirektiven übersetzt werden. Problematische Folgen sollen dadurch verhindert werden, dass eher die Theorien als die Menschen sterben. Für die Naturwissenschaften liegt das Problem klar auf der Hand: Nach Möglichkeit sollte es vermieden werden, Infektionskrankheiten auf der Grundlage ungeprüfter miasmatischer Theorien zu behandeln, und Quacksalbern Quecksilber in die Hand zu geben. Vergleichbare Probleme werfen in der Soziologie vor allem normative Theorien im weitesten Sinne auf: Theorien also, die (sich) ein Urteil über Handlungsrationalität erlauben und aus denen sich somit praktische Handlungs- und Entscheidungsdirektiven ableiten lassen. Wer sich eine den eigenen Ansprüchen genügende »gute« Gesellschaft wünscht (Allmendinger 2001) oder rationale Gründe für ein Selbstmordattentat sucht (Brym, Hamlin 2009), findet ein breites soziologisches Theorieangebot vor, aus dem sich entsprechende Rationalitätskriterien für Entscheidungen (oder die Kritik an ihnen) ableiten lassen. Sollen mehr als nur im Theorieduktus formulierte Entscheidungspräferenzen in eine öffentliche Debatte eingebracht werden, mag der klinisch kontrollierte Test soziologischer Hypothesen zumindest brauchbare Argumentationsgrundlagen für den Übergang zum Praxistest bieten. Und es wird dann zu sehen sein, wie sich die Kontingenz der Welt, die im klinischen Test mit *ceteris paribus*-Klauseln ausgeschlossen wurde, auf das Gelingen solcher Realexperimente auswirkt.

Das Problem der Folgenabschätzung soziologischer Theorien lässt sich aber auch auf andere Weise lösen, nämlich durch eine gewissermaßen »harmlose« Theorie, mit der sich Probleme zwar besser diagnostizieren lassen, ohne damit gleich Handlungsdirektiven anbieten zu müssen. Dies träfe

mithin auf eine Theorie zu, für die der Bestand eines Systems keinen erstrebenswerten Zweck, sondern ein empirisches Datum darstellt – oder eben nicht. Ferner könnte es sich um eine Theorie handeln, die nicht von Handlungsrationalität, sondern von Systemrationalität ausgeht und damit jede Handlung mit der Warnung konfrontiert, dass sie je nach System anders verstanden und ohne Rücksichtnahme auf gute Absichten weiterverarbeitet wird (Luhmann 1968). Außerdem würde sich eine solche Theorie nicht besseres, sondern inkongruentes, im besten Sinne: »freches« Wissen anmaßen, auf das man gegebenenfalls zurückgreifen kann, um ein Problem aus einer neuen Perspektive betrachten zu können (Luhmann 1974: 68 f.). Sie würde sich vor voreiligen Anwendungen in- und außerhalb der Wissenschaft dadurch schützen, dass sie einerseits eine Theoriesprache pflegt, mit der man bei unqualifiziertem Gebrauch (notfalls per Doppelpass) ein Eigentor schießt. Andererseits würde sie davon absehen, sozialtechnologisches Rezeptwissen zu entwickeln, sondern stattdessen nach den sozialen Bedingungen ihres eigenen Daseins fragen. Selbstreferenz, Inkongruenz, Obskuranz und Kausalabstinenz wären demnach nicht als Abwehr, sondern als vollwertige Äquivalente des Fallibilismus zu verstehen und anzuwenden. Die Alternative zur Testpflicht läge dann in einer Theorie, die von Handlungsempfehlungen absieht, aber in der Gesellschaft umso effektiver interveniert, indem sie jedes anwendende System zur Selbstbeobachtung, -reflexion und -distanzierung anhält – und damit zugleich günstige Bedingungen für die Erfüllung ihrer eigenen Funktion schafft.

Abbildung 1: Typologie systemtheoretischer Publikationen³

³ Das Werk »Typologie systemtheoretischer Publikationen« ist eine Bearbeitung von »Types of Scientific Papers« [<https://xkcd.com/2456/>] von xkcd.com, genutzt nach CC BY-NC 2.5. Bearbeitet wurden sämtliche Textelemente des Werks. »Typologie systemtheoretischer Publikationen« ist lizenziert unter CC BY-NC 2.5 von Ramy Youssef.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (Hg.) 2001: Gute Gesellschaft? Verhandlungen des 30. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Köln 2000. Opladen: Leske + Budrich.
- Brym, Robert J. / Hamlin, Cynthia 2009: Suicide Bombers: Beyond Cultural Dopes and Rational Fools. In Mohamed Cherkaoui / Peter Hamilton (eds.), Raymond Boudon: A life in sociology. Essays in honour of Raymond Boudon. Band 2. Oxford: Bardwell Press, 83–96.
- Fischer, Joachim / Moebius, Stephan (Hg.) 2019: Soziologische Denkschulen in Deutschland. Wiesbaden: Springer.
- Fleck, Ludwik 1935: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Basel: B. Schwabe & Co.
- Girard, René 2006: Das Heilige und die Gewalt. Düsseldorf: Patmos.
- Hirschauer, Stefan 2021: Ungehaltene Dialoge. Zur Fortentwicklung soziologischer Intradisziplinarität. SOZIOLOGIE, 50. Jg., Heft 1, 46–65.
- Luhmann, Niklas 1968: Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Luhmann, Niklas 1974: Soziologische Aufklärung. In Niklas Luhmann, Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen: Westdeutscher Verlag, 66–91.
- Luhmann, Niklas 1981: Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften. In Niklas Luhmann, Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, 198–227.
- Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1994: Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität. In Ulrich Beck (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 191–200.
- Merton, Robert K. 1968: Social theory and social structure. New York: Free Press.
- Youssef, Ramy 2021: Status in Early Modern and Modern World Politics. Competition or Conflict? In Daniela Russ / James Stafford (eds.), Competition in World Politics. Bielefeld: transcript Verlag, 35–60.
- Youssef, Ramy i.E.: Abweichung und Konformität. Prolegomena zu einer historischen Wissenssoziologie der Imitation. In Michael Grünbart / Gerald Schwedler (Hg.), Imitationen – Systematische Zugänge zu einem kulturellen Prinzip des Mittelalters. Paderborn: Fink.